

Markus Grundtner  
Die Dringlichkeit der Dinge

Roman



[www.editionkeiper.at](http://www.editionkeiper.at)

© edition keiper, Graz 2022

1. Auflage März 2022

literatur nr. 133

Cover (Typografie): Julia D. Krammer, Patrick Radulian

Coverfoto: Adobe Stock

Layout und Satz: textzentrum graz

Autorenfoto: © Gianmaria Gava

Lektorat: Maria Ankowitsch

Druck und Bindung: OOK Press KFT

ISBN 978-3-903322-55-4



GRAZ

Markus Grundtner

# Die Dringlichkeit der Dinge

Roman

## Inhalt

§ 1 Bewerbung . . . . .	7
§ 2 Hoffnung . . . . .	18
§ 3 Wohnung . . . . .	41
§ 4 Versuchung . . . . .	66
§ 5 Entscheidung . . . . .	82
§ 6 Erprobung . . . . .	93
§ 7 Erwartung . . . . .	114
§ 8 Ermittlung . . . . .	142
§ 9 Landung . . . . .	154
§ 10 Prüfung . . . . .	167
§ 11 Bescherung . . . . .	194
§ 12 Ordnung . . . . .	197
§ 13 Entbindung . . . . .	227
§ 14 Berufung . . . . .	245
Letzte Seite, letzter Wille . . . . .	253

## § 1 Bewerbung

DER ERSTE EINDRUCK ZÄHLT, SO HABE ICH ES GELERNT. Die Strahlen der Morgensonne fallen durch die großen Fenster des Besprechungszimmers. Sie blenden mich, als Dr. Walter Gehringer mir seine Hand reicht. Wann mein Händedruck zu schwach oder zu stark ist, habe ich im Jus-Studium nicht gelernt, am ehesten noch, wann eine Körperverletzung leicht oder schwer ist. Mit diesem Ausbildungsstatus nehme ich Gehringers Hand und packe zu. Ein Händedruck ist ein Kräfteressen, eine Frage des Zerquetschens oder Zerquetschtwerdens, ein Händedruck ist ein Handgemenge. Um meine Kraft richtig zu dosieren, mache ich mir mein Wissen über Körperverletzungen zunutze. Das passt zusammen. Wie die Faust aufs Auge, sozusagen. Ich schüttle Gehringers Hand, wirke mit physischer Kraft auf ihn ein, ich will einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Mein Händeschütteln soll wie ein Eingriff in seine körperliche Unversehrtheit sein – eine leichte, aber legale Körperverletzung, damit er mich ja nicht vergisst. Ich lächle, zeige Zähne und deute an, dass ich, wenn ich wollte, fester zupacken und lang anhaltende Folgen verursachen könnte. Ich habe trainiert – meinen Händedruck und mein Lächeln, mit mir ist nicht zu spaßen.

»Gehringer«, sagt er. »Gandt«, sage ich. Er lässt los, ich lasse los. Es läuft gut. Gehringer trägt einen hellgrauen dreiteiligen Anzug mit weißem Hemd und blau-silber gestreifter Krawatte.

Seine Kleidung schimmert in der Sonne, als würde er sich für den Tag aufladen. Er setzt sich zum Konferenztisch, auf dem mein Lebenslauf liegt, und weist auf den Stuhl gegenüber. Ich öffne den oberen Knopf meines Sakkos und nehme Platz.

»Fangen wir an«, sagt Gehringer und ich nicke.

»Freie Stellen bei mir sind rar. Wer hier arbeitet, der bleibt so lange, bis er einer der besten Anwälte Wiens ist.«

Ich nicke.

»Antworten Sie bitte immer in einem einzigen Satz, wenn möglich nicht verschachtelt.«

Er betrachtet mich über den Rand seiner randlosen Brille und fragt: »Warum wollen Sie Rechtsanwalt werden?«

»Nur, weil die Dinge so sind, heißt das nicht, dass sie so sein sollen«, sage ich.

Gehringer macht eine Notiz auf meinem Lebenslauf.

»Mit siebenundzwanzig sind Sie mein ältester Bewerber. Warum kommen Sie so spät?«

»Ich habe mir während meines Studiums vieles angesehen«, sage ich, strecke mich über den Konferenztisch und zeige auf die Praktika im Lebenslauf: »Unternehmens- und Gesellschaftsrecht hier, Mietrecht da, Verwaltungsrecht dort, Verfassungsrecht auch und Arbeitsrecht immer.«

»Sie mögen alles, was Recht ist, aber mögen Sie auch Menschen?«

»Das kommt darauf an.«

»Gut, den Anwaltsjargon haben Sie also drauf.«

Ich nicke, er lächelt und dann lächle ich.

»Welche Ziele haben Sie für die nächsten fünf Jahre?«

»Ich will die drei Ks: Kanzlei, Karriere und Kind.«

»Alles auf einmal?«

»Ich bin ein Listenmensch, immer ein Schritt nach dem anderen.«

»Listenmensch, verstehe, aber sind Sie auch ein Zahlenmensch?«

»*Iudex non calculat*. Richter rechnen nicht und alle Juristen schlecht.«

»Beim Gehalt sollten Sie sich nicht verrechnen.«

»Ich bin mit allem zufrieden, was im Rahmen liegt.«

»In welchem Rahmen?«

»Der Rahmenempfehlung der Rechtsanwaltskammer.«

»Dann addieren Sie zwanzig Prozent zum oberen Ende des Gehaltsspektrums hinzu. Das ist mein Angebot, falls meine Wahl auf Sie fällt.«

Ich kann ihn nur ansehen, aber nichts sagen.

»Fehlen Ihnen jetzt die Worte?«

Ich nicke.

»Im Sinne Ihrer Anwaltskarriere sollte es das letzte Mal gewesen sein.«

Er sieht auf die Uhr, sagt: »Danke, dass Sie so früh Zeit hatten. Ich muss zu einer Verhandlung« und ergänzt: »Wer sein Leben nach den Öffnungszeiten der Gerichte organisiert, hat viel richtig gemacht oder viel falsch.«

Er reicht mir seine Visitenkarte und sagt: »Die letzten Bewerbungsgespräche führe ich am Nachmittag. Den aussichtsreichsten Kandidaten rufe ich um achtzehn Uhr an. Wenn Sie eine Minute nach achtzehn Uhr nichts von mir gehört haben, habe ich mich für jemand anderen entschieden. Ich hoffe, Sie verstehen.«

Er erhebt sich, ich erhebe mich, jeder schließt den oberen Knopf seines Sakkos und wir reichen uns die Hand zum Abschied.

Gehringer sagt: »Halten Sie Ihr Telefon griffbereit. Das ist eine der wichtigsten Regeln«, dann schließt er seine Hand und hebt den Daumen.

»Regel Nummer Eins: Seien Sie allzeit erreichbar.«

Gehring er hebt den Zeigefinger.

»Regel Nummer Zwei: Gehen Sie auf faszinierende Menschen zu.«

Gehring er hebt den Mittelfinger.

»Regel Nummer Drei: Führen Sie Gespräche, die verwickeln.«

Neuen Regeln unterworfen, verlasse ich die Kanzlei. Auf der Straße knöpfe ich meinen Trenchcoat zu, schultere meine Ledertasche mit dem Trageriemen und haste los. Auf meiner To-do-Liste steht ein Punkt: »Gehringers Anruf abwarten«. Ich komme auf den Margaretenplatz. Am anderen Ende des Platzes sehe ich unter einer großen Platane einen offenen Bücherschrank. Der Bücherschrank sieht aus wie der Sockel, aus dem der Baum in den Himmel wächst. Niemand stöbert im Schrank. Ich gehe schneller. Hinter mir höre ich ein Rollen und drehe mich um: Eine Frau, die einen Reisekoffer zieht, überholt mich. Sie schreitet an mir in einer so aufrechten Haltung vorüber, als ob sie noch nie den Kopf einziehen oder sich klein machen hätte müssen – ganz egal, wie ihr das Leben mitgespielt haben mag. Sie trägt eine schwarze Sonnenbrille mit geschwungenen Gläsern. Ihr cognacbrauner Ledermantel ist farblich mit ihren weinroten Stiefeln, ihrem beigen Lederrucksack und ihrer dunkelblonden Frisur abgestimmt. Ein Windstoß fährt über den Platz, weht ihre langen glatten Haare auf. Die Äste der Platane neigen sich zum Boden hin, Blätter und Kugelfrüchte fallen herab, so als würde sich der Baum vor der Frau verneigen.

Beim Bücherschrank macht sie Halt, zieht den Reißverschluss des Koffers auf, greift hinein, stapelt einen Schwung Bücher auf ihrem Arm, öffnet die Bücherschranttür, lehnt

sich dagegen und schlichtet ein. Ich bleibe ein Stück hinter ihr stehen. Weil vielleicht jemand auftaucht, der sich vor mich drängt und sich zwischen uns stellt, mache ich den letzten Schritt auf sie zu, sage: »Keine Sorge, ich halte sie!« und ergreife die Tür. Die Frau blickt zur Seite, lächelt, entlastet ihre Schulter und verteilt weiter Bücher – es sind Schulbücher für Italienisch und Latein. Während sie mit dem Rücken zu mir steht, der mir nichts über sie verrät, wende ich mich den Rücken der Bücher zu, die ich wenigstens lesen kann, um herauszufinden, woran ich bin.

Ich mag offene Bücherschränke. Sachenrechtlich spielt sich hier viel ab: Menschen geben das Eigentumsrecht an Büchern auf, die Bücher werden herrenlos und frei.

Um beschäftigt zu wirken, ziehe ich das dickste Buch aus dem Regal, eine zweisprachige Ausgabe des Romans *Zenos Gewissen* von Italo Svevo. Ein Schwarzweißbild des Autors prangt auf dem Buchdeckel: Svevos Kragen ist aufgestellt und eine dünne Krawatte in einer weiten Schlinge mit einem asymmetrischen Knoten darumgebunden. Ich dagegen trage heute einen doppelten Windsorknoten – symmetrisch, breit und elegant, ein Knoten, um bedeutsam zu wirken. Svevo posiert auf dem Buchcover wie auf einem Foto, dem eine zweisprachige Bewerbung beigelegt ist, in einer Länge von tausendzweihundert Seiten. So dick ist das Buch, das ich aus Solidarität des einen Bewerbers mit dem anderen Bewerber in meine Ledertasche stecke. Der Handgriff sieht alltäglich und unbedeutend aus, doch wenn ich den rechtlichen Aspekt dahinter näher analysiere, wird die juristische Mechanik rasch recht knifflig.

»Entschuldigung, darf ich bitte mein Buch wiederhaben?«, fragt die Frau mit italienischem Akzent in einer Stimmlage, als hätte sie mich gefragt, ob ich ihr Feu-

er geben könne. Überlasse ich ihr das Buch, wird sie sich bedanken und gehen. Um sie hierzubehalten, verfallt ich in den Anwaltsmodus und verwickle sie in ein Gespräch.

»Nein, das ist nicht möglich.«

»Doch. Ich habe das Buch versehentlich weggegeben.«

»Was meinen Sie mit ›versehentlich‹?«

»Ich habe es mir überlegt, ich will es behalten.«

»Wollten Sie vorhin das Buch freiwillig aufgeben?«

»Schon. Aber ich bin die Besitzerin, es ist mein Buch.«

»Aktuell sind Sie weder Besitzerin noch Eigentümerin des Buchs.«

»Wie bitte?«

»Besitz bedeutet, eine Sache tatsächlich innezuhaben und sie behalten zu wollen. Eigentum dagegen ist die Befugnis, nach eigener Willkür mit einer Sache zu schalten und alle anderen davon auszuschließen. Besitz ist ein Faktum, Eigentum ist ein Recht.«

»Was tut das jetzt zur Sache?«

»Bis eben waren Sie Besitzerin und Eigentümerin des Buches. Dann haben Sie es, wie Sie selbst sagen, ›weggegeben‹. Ich aber habe das Buch nach dem Moment des Weggebens eingesteckt und mir die alleinige Sachherrschaft an dem Buch verschafft. Ich habe das Buch außerdem mit dem Willen an mich genommen, es zu meinem Eigentum zu machen. Wie aus dem Nichts ist mein Eigentumsrecht an *Zenos Gewissen* entstanden, ganz ohne große Worte.«

Ich tätschle die Ledertasche mit dem Buch darin und frage: »Ist Sachenrecht nicht wunderschön?«

Die Frau schüttelt den Kopf. Aber das wird sich geben: Gleich wird sie lachen und dann werde ich lachen. Ich will nicht wegen des Buchs streiten oder es behalten, es geht mir nur um eine faszinierende Verwicklung.

Doch sie lacht nicht, sie schnaubt, schließt den Reißverschluss des Koffers, packt den Koffergriff und stürmt davon, in die Margaretenstraße Richtung Innenstadt. Der Koffer rollt lauter als vorhin, so als rissen die Rollen den Bürgersteig auf. Bevor sie verschwindet, ruft sie etwas Italienisches, das vermutlich »Arschloch« bedeutet.

Meine Hand erschläfft, die Tür des Bücherschranks fällt, von einem Windstoß beschleunigt, mit einem Knall zu. Ich will der Frau nachlaufen, bremsen mich ein, gehe wieder los, drehe mich aber in die entgegengesetzte Richtung weg, mache ein paar Schritte, bleibe stehen, atme tief aus, dann tief ein, nicke mir zu, wende mich erneut um und laufe in die Margaretenstraße. Dort sehe ich die Frau nirgends. Sie ist entweder in eine Seitengasse abgebogen, zum Hauptbahnhof oder zum Wienfluss, oder geradeaus in Richtung Innenstadt unterwegs. Ich nehme das Buch aus der Tasche, als könnte es mir den Weg weisen wie ein Kompass. Ich laufe gerade weiter, bis ich an eine Kreuzung gelange, in der die Margaretenstraße und drei Gassen zusammenfinden. Ich drehe mich im Kreis, ahnungslos, wohin. Hinter mir entdecke ich eine Sitzbank, wohl für alle Verfolger gedacht, die hier aufgeben, weil es zu viele Optionen gibt.

Ich sinke auf die Bank, sitze da, mit dem Buch im Schoß, aber auch der großen Frage, was mir eingefallen ist, eine Frau mit den Grundlagen des Sachenrechts beeindrucken zu wollen. Ich hasse Gedanken, die ohne jegliche Rechtsgrundlage von meinem Kopf Besitz ergreifen und sich auch noch als dessen Eigentümer aufspielen. Es ist Zeit, die wahren Besitz- und Eigentumsverhältnisse an meinem Kopf zu klären.

Ich schließe die Augen, höre die Geräusche der Straße: die Fahrräder und Autos, die vorbeifahren, einen Bus, der

an der Haltestelle stehen bleibt, dann wieder dieses Rollen eines Koffers, der über Asphalt gezogen wird. Dazwischen Stiefelabsätze, die auf dem Bürgersteig klappern. Ich öffne die Augen und sehe die Frau auf der anderen Straßenseite. Sie kommt aus einem Zigarrenfachgeschäft, entdeckt mich und überquert die Straße. Der Schutzweg kümmert sie nicht. Sie geht direkt auf mich zu, bleibt vor mir stehen und schaut auf mich herab. Ihren Ledermantel hat sie ausgezogen und über den Koffer gelegt. Sie trägt ein enganliegendes Baumwollkleid mit schwarzen Blumenmustern auf dunkelrotem Untergrund. Sie streicht ihr Haar hinter das Ohr, die silberne Armbanduhr an ihrem Handgelenk glitzert. Der Vormittag kommt mir heiß vor für Oktober.

»Wie machen wir es?«, fragt sie. »Mit oder ohne Polizei?« Sie legt die Hände wie einen Trichter um den Mund, als würde sie schreien, und sagt: »Haltet den Buchdieb! Haltet ihn!«

»Von einem Diebstahl kann keine Rede sein«, sprudelt ein weiteres Rechtsgutachten aus mir heraus. »Ein Diebstahl hat als Tatobjekt eine fremde bewegliche Sache. Ein herrenloses Buch ist zwar eine bewegliche Sache, steht aber in niemandes Eigentum, ist also keine fremde Sache und daher keine stehlbare Sache.«

Sie stemmt die Arme in die Hüften.

»Wenn der Sachunterricht wieder anfängt, hole ich wirklich die Polizei.«

Ich strecke ihr das Buch entgegen als Angebot der Wiedergutmachung.

»Tut mir leid, ich wollte witzig sein.«

»Witzig sollte das sein?«

»Ich weiß oft nicht, wie ich mich am besten Menschen gegenüber benehme.«

»Das habe ich gemerkt.«

»Ich war jahrelang eingesperrt mit Leuten, die mit dem Gesetz in Konflikt stehen.«

»Gefängnis?«

»Juridicum.«

»Verstehe.«

Sie greift nach dem Papierziegelstein in meiner Hand, zögert aber – so lange, dass ich das Buchgewicht auf meinem Handgelenk zu spüren beginne, und ich sage: »Eine Sache zu besitzen, heißt, von ihr besessen zu werden.«

»Was?«

»Je mehr man besitzt, desto schwerer fallen die eigenen Schritte.«

»Das mag sein ...«

»Um voranzukommen, muss ein Mensch Dinge aufgeben.«

»Ja, wem sagen Sie das ...«

Ich erhebe mich von der Bank, bin auf Augenhöhe mit der Frau. Sie nimmt ihre Sonnenbrille ab. Ich befolge die Vorgabe, die ich mir für meinen Bewerbungstag gesetzt habe: Ich halte jeden Blickkontakt. Wir sehen uns in die Augen und es fühlt sich an, als verginge die Zeit für uns nicht mehr nach jenen physikalischen Maßeinheiten, die gesetzlich festgeschrieben sind, sondern als hätten wir neue Zeiteinheiten kreiert, die nur für uns beide gelten. Gemeinsam setzen wir gerade das Bundesgesetz über das Maß- und Eichwesen außer Kraft. Doch als sie ihren Blick zu Boden wendet, stürzt unser Rechtsraum, den wir zu zweit erschaffen haben, in sich zusammen, die Sekunden und Minuten laufen gemäß der geltenden Rechtslage weiter.

»Sie haben recht«, sagt sie. »Ich brauche das Buch nicht mehr«, wendet sich um und geht weiter.

Ich sehe ihr nach, dann schaue ich auf das Buch in meiner Hand, das ihres gewesen ist und nun meines. Unter den Büchern im Bücherschrank war *Zenos Gewissen* die größte Herausforderung. Anscheinend hält der heutige Tag noch mehr Herausforderungen für mich bereit. Ich treffe eine Entscheidung – schon ist es zurück, das Bewerbungsgesprächsgefühl.

Um die Frau nicht wieder zu verlieren, mache ich alles gleichzeitig, nicht eins nach dem anderen. Ich gehe los, überprüfe, ob meine Schuhe glänzen, wische mir mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn, werde fast von einem Radfahrer angefahren, fühle mit den Händen, ob meine Frisur noch in Ordnung ist, überhole ein älteres Paar, stecke das Buch ein, schlüpfe aus meinem Trenchcoat, weiche einem entgegenkommenden Tretrollerfahrer aus, hänge den Mantel über meine Tasche und hole die Frau an einer roten Ampel ein. An der gegenüberliegenden Straßenecke sehe ich das Café *Point of Sale*. Ach, die Romantik von Geschäftsverhandlungen. Alles beginnt mit einer Verkaufsmasche, daher frage ich: »Worum geht es im Buch?«

»Verfolgen Sie mich etwa?«, fragt sie.

»Sie können mich nicht mit dem Wälzer alleinlassen.«

Sie lacht und sagt: »Um das Leben, darum geht es.«

»Lohnt es sich?«

»Das Buch oder das Leben?«

»Beides.«

»Das Buch, ja. Beim Leben bin ich mir nicht so sicher.«

Die Ampel schaltet auf Grün, sie geht los, ich auch und reiche ihr meine Hand: »Mathias Gandt. Vorne ein t zu wenig, dafür hinten eines zu viel.«

Sie legt die Stirn in Falten, ihre Augen werden schmal, wir verlassen den Schutzweg, gehen Richtung Karlsplatz

weiter, und erst jetzt gibt sie mir ihre Hand – ihr Händedruck: nicht stark, nicht schlaff, sondern fest.

»Klaudia Antonini. Klaudia mit K und nicht mit C. Sag Klaudia zu mir.«

»Und du Mathias zu mir.«

Sie lächelt. Sie hat es länger trainiert als ich oder sie ist ein Naturtalent. Nicht nur ich bilde mir ein Urteil, sie tut es auch, mit einem Blick auf mich, kurz, aber lange genug, um mir aufzufallen.

»Schöne Schuhe«, sagt sie. »Falls sie bequem sind, darfst du mich gerne begleiten.«

»Wohin?«

»Quer durch Wien. Für einen letzten Spaziergang. Um halb zehn fährt mein Bus nach Triest, nach Hause.«

»Sicher, ich habe Zeit.«

»Ja, Zeit ... die hätte ich auch gerne.«

Gemeinsam gehen wir weiter.

## § 2 Hoffnung

Anscheinend zeigt sich das Glück im Großen und im Kleinen. Das große Glück: Klaudia zu begegnen. Das kleine Glück: Gerade heute jenes Hemd zu tragen, das am besten meinen Bauchansatz kaschiert.

Als Klaudia und ich den Karlsplatz in Richtung Staatsoper überqueren, beäuge ich triumphierend meine Körpermitte.

»Suchst du etwas?«, fragt Klaudia.

»Nein«, sage ich, »alles gut!« und will sie ablenken: »Soll ich dir mit deinem Koffer helfen?«

»Nein, danke. Den ziehe ich immer schon allein.«

»Wirklich?«

»Wirklich. Seit ich in Wien bin, gehe ich Umwege, mit all dem im Schlepptau, was mir geblieben ist.«

»Wie lange lebst du schon hier?«

»Dreizehn Jahre – und keines davon war wirklich gut.«

Wir gehen weiter und schweigen betreten.

»Ich weiß, da fehlen einem die Worte«, sagt sie schließlich, »*che tristezza fenomenale*« und lacht. Wir kommen auf den Michaelerplatz, wo sie stehen bleibt und fragt: »Aber wozu überhaupt ein letzter Spaziergang?«

»Entschuldige, was meinst du?«

»Sieh dich um«, sagt sie und hebt die Arme auf Schulterhöhe. »Hier ist, was ich gesehen haben muss, um sagen zu können, ich hätte mir zum Abschied ganz Österreich angese-

hen: die Hofburg, ein Kaffeehaus, eine Raiffeisenbank gegenüber einer Kirche und dazwischen ein Trachtengeschäft.«

Sie zeigt wild um sich, wie eine Lehrerin auf Ausflug.

»Mittendrin eine Ausgrabungsstätte voller Spuren der Neuzeit und des Mittelalters, zurück bis zu den Wurzeln der Stadt im Römischen Reich. All das kommt in einem Kreisverkehr zusammen, auf dem Pferdekutschen ihre Runden drehen. Der Michaelerplatz ist ein großes Im-Kreis-Fahren, somit die Zusammenfassung des ganzen Landes.«

»Schön und gut«, sage ich und frage: »Aber, was jetzt?«

»Jetzt beschleunige ich die Geschichte.«

Sie kramt in ihrem Rucksack, holt ihr Telefon heraus und sagt: »Es hat mich gefreut, dich kennenzulernen – ich nehme ein Taxi zum Busbahnhof.« Sie wählt den Taxiruf und legt das Telefon ans Ohr.

Viel Zeit bleibt mir nicht, ihre Zusammenfassung zu überdenken. Klaudia hat nur fast recht, deshalb sage ich: »Eines fehlt in deiner Aufzählung.«

»Was denn?«

»Das Wasser.«

Sie lässt das Telefon sinken und ich schlage vor: »Von hier könnten wir zum Donaukanal spazieren.«

Klaudia beendet den Anruf und steckt das Telefon weg.

»Du bist ein Überzeugungskünstler«, sagt sie. »Der Abschied fällt mir bestimmt leichter, wenn ich diesen trostlosen Betonstrand ein letztes Mal sehe.«

»Genau«, sage ich, obwohl ich das nicht gedacht habe.

Wir gehen den Kohlmarkt entlang. Touristen fotografieren jeden Zentimeter der Einkaufsstraße, während Müllmänner die Innenstadt fotogen halten. Alle bewegen sich in gemächlichem Tempo, außer die Anzugmenschen, die um jene, die es nicht eilig haben, wie im Slalom herumlaufen.

»Musst du gar nicht arbeiten?«, fragt Klaudia.  
 »Noch nicht, aber bald.«  
 »Erst dein erster Job?«  
 »Nicht der erste, aber der erste, der zählt. Bei *Gehringers Rechtsanwälte*.«  
 »Gehringers? Noch nie gehört.«  
 »Wundert mich, er ist oft in der Zeitung. Andere Kanzleien sammeln erfolgreiche Urteile, Gehringers sammelt von seinen Gegnern Klagsrückziehungen unter Anspruchsverzicht.«  
 »Beginnst du nicht etwas spät mit der Arbeit?«  
 »Für wie alt hältst du mich?«, frage ich sie.  
 »Zweiunddreißig.«  
 »Ich bin siebenundzwanzig«, sage ich.  
 »Und für wie alt hältst du mich?«, fragt sie mich.  
 »Zweiunddreißig.«  
 »Ich bin siebenunddreißig«, sagt sie.  
 »Du siehst sehr jung aus für dein Alter«, sage ich.  
 »Danke, dafür siehst du alt aus für dein Alter.«  
 »Das ist Altersdiskriminierung«, sage ich – sie lacht.  
 »Sowas ist nicht lustig, sowas ist klagbar.«  
 »Für gewöhnlich amüsiert mich mein Alter nicht.«  
 »Ich helfe, wo ich kann.«  
 »Ja, tust du.«  
 »Juristenjahre sind wohl wie Hundejahre.«  
 »Sie zehren mehr aus als Menschenjahre?«  
 »Beginnend mit dem ersten Studientag.«  
 »Stress noch vor dem Job? Warum tust du dir das an?«  
 »Als Kind hatte ich immer die falschen Vorbilder.«  
 »Was macht dein Vater?«  
 »Er ist Polizist.«  
 Klaudia lacht wieder.

»Du weißt, wie du eine Frau bei Laune hältst.«  
 »Wie denn?«  
 »Mit bösen Witzen über Väter.«  
 »Gerne«, sage ich, als wäre ich vorsätzlich witzig.  
 Am Ende des Kohlmarkts biegen wir in den Graben ein, die Geschäftsauslagen sind voll von Armbanduhren, Füllfederhaltern, Manschettenknöpfen und Einstecktüchern. Wenn Klaudia meine Schuhe gefallen, dann gefallen ihr bestimmt auch all die anderen Statussymbole, die ich als angehender Anwalt bei mir haben oder tragen müsste, um mich anzupassen. Per Fingerzeig weise ich auf manche der glänzenden und fein verarbeiteten Utensilien hin, jedes auf seine Art obszön, aber allesamt obszön teuer.  
 »Ich werde mir manches davon kaufen müssen, aber für mich gilt«, sage ich und zitiere den Rechtswissenschaftler Gustav Radbruch: »*Ein guter Jurist kann nur der werden, der mit einem schlechten Gewissen Jurist ist.*«  
 »Wer Stil hat, braucht sich nicht zu entschuldigen.«  
 »Ich habe gemeint ...«, sage ich, will rechtsphilosophisch ausholen, aber sie unterbricht mich und sagt: »Ich weiß, was du gemeint hast. Es steckt nur zu viel Italien in mir, um nicht schwach zu werden, wenn ein Mann Sinn für Stil und Mode hat.«  
 »Nichts als Tarnung mit Kleidung und Statussymbolen.«  
 »In Triest würdest du als Italiener durchgehen.«  
 »Aber ich spreche die Sprache nicht.«  
 »Die kannst du lernen.«  
 »Was mein Lernpensum anbelangt, bin ich ausgelastet.«  
 »Hast du nicht fertig studiert?«  
 »Doch, nur mache ich in vier Jahren Anwaltsprüfung.«  
 »Du willst vier Jahre lernen?«  
 »Ich werde in der Kanzlei täglich ›Anwalt‹ lernen.«

»Eigentlich dachte ich, du bist schon Anwalt.«  
 »Es ist alles nicht so einfach.«  
 »Ja, so kommt es mir mit dir auch vor.«  
 »Was soll das heißen?«  
 »Nichts soll das heißen.«  
 »Mhm.«  
 »Und sonst? Beziehung? Kinder? Lebensglück?«  
 »Immer eins nach dem anderen.«  
 »Also, dann: Wo lernt ein Anwalt in spe Frauen kennen?«  
 »Dort, wo alles drei Mal teurer ist als üblich.«  
 »Dort, wo alles eine große Show ist?«  
 »Wo sich alle gegenseitig täuschen.«  
 »Bist du am Ende auch so einer – ein Betrüger?«  
 »Nein.«  
 »Falls doch, würdest du trotzdem ›Nein‹ sagen?«  
 »Ja, ich sage ›Nein‹.«  
 »Ich bin verwirrt.«  
 »Das kommt vor.«

Beim Stephansdom bahnen wir uns den Weg durch die Menschengruppen. Dabei trennen wir uns und finden beim Fiaker-Standplatz wieder zusammen. Manches ändert sich nie, etwa der Pferdestallgeruch, jahraus und jahrein. Auf der Rotenturmstraße gehen wir weiter zum Donaukanal.

»Wenn sich jeder besser darstellt, als er ist«, sagt sie, »kommen irgendwann Geheimnisse ans Licht. An Geheimnissen klebt das Unglück.«

»So ist das auch zwischen Anwälten und Mandanten.«  
 »Keine Beziehung kann so funktionieren.«  
 »Deshalb darf ein Mandant seinen Anwalt nicht anlügen.«  
 »Und ein Anwalt nicht seinen Mandanten.«  
 »Also ein Anwalt darf seinen Mandanten schon anlügen.«

»Wenn er einen Fehler gemacht hat?«  
 »Dafür hat er eine Haftpflichtversicherung.«  
 »Er lügt, weil er den Mandanten nicht verletzen will?«  
 »Das wäre unprofessionell und auch unwahrscheinlich.«  
 Ich deutete auf die andere Straßenseite zum Gebäude der Rechtsanwaltskammer und sagte: »Die dort drin überwachen die Einhaltung unseres Standesrechts.«  
 »Und was verlangt euer Standesrecht so?«  
 »Ein Anwalt muss seinem Mandanten gegenüber voll und ganz loyal sein.«  
 »Klingt gut.«  
 »Der Anwalt ist zu allumfassender Verschwiegenheit verpflichtet.«  
 »Klingt noch besser.«  
 »Lügt ein Mandant, hilft das alles nichts.«  
 »Aber nehmen Anwälte ihre Pflichten auch ernst?«  
 Ich zeigte auf den Eissalon vor uns und sagte: »Ein Anwalt darf in der Nähe eines Gerichts kein offenes Eis schlecken.«  
 »Das reicht, um dem Ansehen eures Standes zu schaden?«  
 »Es kann eine Disziplinarstrafe rechtfertigen.«  
 »Ihr nehmt eure Pflichten ja todernst. Vertrauenswürdig geht es kaum.«  
 »Ein Mandant muss nichts befürchten, wenn er mir alles erzählt«, sagte ich, wobei mir einfiel, dass ich die Eis-Anekdote nie nachrecherchiert habe. Es könnte eine Juristenlegende sein, unwahr, aber weit verbreitet.  
 Klaudia schlüpfte aus einer Schlaufe ihres Rucksacks, öffnete ihn, sagte: »Das habe ich einmal in einer Fernsehserie gesehen« und holt einen Fünf-Euro-Schein heraus.  
 »Wofür ist das?«, fragte ich, als sie ihn mir hinhält.  
 »Das ist meine Anzahlung auf dein Honorar. Du sollst mein Anwalt sein, also mir gegenüber voll loyal und absolut

verschwiegen. So kann ich dir Dinge erzählen, die ich sonst niemandem erzählen würde.«

Fast nehme ich den Schein, vielleicht ein Reflex, stattdessen verschränke ich die Arme vor der Brust. Wir kommen auf den Schwedenplatz. Klaudia lässt ihren Arm sinken, doch sie behält den Schein zwischen den Fingern.

»Erstens«, sage ich, »sind wir hier im echten Leben. Zweitens bin ich noch kein Anwalt. Drittens soll ich wohl private Probleme lösen, und darin bin ich kein Experte.«

Wir überqueren den Schwedenplatz, an Imbisslokalen und beschmierten Parkbänken vorbei, und wechseln dann auf die andere Seite des Franz-Josefs-Kais zum Donaukanal. Klaudia bleibt stur, sie will unbedingt Lebensberatung von jemandem, dessen Aufgabe Rechtsberatung ist. Ich könnte ihr nur helfen, indem ich auf Privatprobleme juristische Denkmuster anwende. Wieder denke ich an Radbruch, der geschrieben hat: »*Juristenarbeit ist Verstandesarbeit, Beherrschung der verschwommenen Wirrsal menschlicher Beziehungen durch die Schärfe klarer Begriffe.*«

Wir gehen weiter, Klaudia mit dem Geldschein in der Hand als ein bindendes Offert, einen Vollmachtsvertrag abzuschließen. Neben uns fließt der Donaukanal, wir nähern uns der Sternwarten-Kuppel der Urania. Auf dem Dach sehe ich die Kugel, die nachts immer leuchtet und die ich noch jedes Mal mit dem Vollmond verwechselt habe. Tagsüber erkenne ich die Kugel als das, was sie ist: ein falscher Vollmond. Kaum ändert sich die Perspektive, schon ändern sich die Erkenntnisse. Zuerst war da der Mond, dann die Mondattrappe. Womöglich ist es ja das, was Radbruch ausdrücken wollte: Vielleicht kann ich mit der Klarheit juristischer Begriffe auch ein Beziehungswirrwarr aufdröseln.

Ich löse meine verschränkten Arme, halte Klaudia meine offene Handfläche hin und sie legt den Geldschein hinein.

»Na, endlich«, sagt sie. »Wo soll ich anfangen?«

»Am Anfang am besten«, sage ich.

»Angefangen hat es vor dreizehn Jahren, fünfhundertfünf- undfünfzig Kilometer weit weg von Wien. Damals ist mir alles abhandengekommen. Zuerst meine Familie, dann mein Freund, schließlich mein Land und damit meine Sprache.«

»Langsam, immer eins nach dem anderen.«

»Eins nach dem anderen, so gingen mir die Dinge verloren, nur nicht langsam, sondern schnell. Ich dachte, einen Ersatz finde ich in einer Stadt, die, wenn sie nicht Triest ist, doch fast wie Triest ist. Wien lag nahe, und mein *Fiat Cinquecento* hätte mich nicht viel weiter gebracht. Mein Deutsch hat gereicht für ein Studentenzimmer und eine Stelle als Verkäuferin für Damenwäsche ... Tja, und heute habe ich nicht mehr als damals, nicht mal einen *Fiat Cinquecento*, sondern muss den Bus nehmen.«

»Dein Sachverhalt hat mehrere Lücken.«

»Sachverhalt? Du meinst, meine Geschichte?«

»Ja, deine Geschichte.«

»Anfangs war Wien ein ›Was alles sein könnte‹, nun ist es ein ›Was nicht alles hätte sein können‹.«

Wir nähern uns dem falschen Vollmond und ich sage: »Mich als dein Anwalt interessiert nicht, was ist, sondern was sein soll.«

»Du meinst, was hätte sein sollen?«

»Genau. Das will ich wissen.«

»Meine Freundinnen haben gesagt, wenn es eine in Triest zu was bringt, dann ich – Schriftstellerin, Journalistin oder Personalchefin bei *Illy Caffè*.«

»Interessante Mischung.«

»Triest ist auch eine interessante Stadt. Egal, wie der Tag verläuft, abends spazierst du zur Mole, und wenn das Wetter mitspielt, gehst du bis an ihr Ende, setzt dich ans Wasser, und egal, welche Probleme du hast, wenigstens bist du dem Horizont ein Stückchen näher gekommen.«

Wir passieren den falschen Vollmond und ich frage: »Der Horizont schiebt sich doch mit jedem Schritt weg?«

»Nimm nicht alles so wörtlich. Es geht um das Gefühl, wenn du auf den Horizont zugehst – das Gefühl der vielversprechenden Aussicht, die dir jeden Tag offen steht, um dir neue Kraft zu holen. Niemand garantiert dir, dass sich deine Hoffnungen erfüllen ...«

»Garantie ist auch ein hartes Wort«, werfe ich ein.

»... aber es scheint, als wäre es nicht umsonst, sich Hoffnungen zu machen, solange der Horizont da ist.«

»Und in Wien?«

»Es gibt keinen Horizont in Wien.«

Wir lassen den falschen Vollmond hinter uns. Klaudia stoppt am Brückengeländer, unter dem der Wienfluss in den Donaukanal einmündet, und sagt: »In Wien gehst du abends an den Donaukanal oder, dort, wo ich wohne, an den Wienfluss. Ein Kanal fließt in eine Richtung, deine Sichtweise verengt sich, du begnügst dich mit weniger Dingen, die du erreichen willst, nur fallen diese Dinge irgendwann ins Wasser, gehen unter und werden vom Schlamm verschlungen.«

»Welche deiner Hoffnungen liegen da unten?«

»Die Hoffnung nach Liebe – der eines Partners und der von Kindern –, nach Leidenschaft und Begeisterung. Ich wollte etwas aus meinem Studium machen. Nichts Großartiges. Ich wollte Lehrerin für Literatur sein.«

Mir wird klar: Ich suche die drei K, sie die drei L: Liebe, Literatur, Lehre.

Ich sehe auf das Gewässer, stütze mich auf dem Brückengeländer ab und sage: »Gestern habe ich mich mit einem Katalog ausgefallener Fragen auf mein Vorstellungsgespräch vorbereitet. Eine davon hat gelautet: ›Wenn Sie ein Gewässer wären, welches wären Sie?‹.«

»Das Meer«, sagt Klaudia ohne Zögern. »Und du?«

»Das wird dir nicht gefallen.«

»Sag schon.«

»Ein Kanal.«

»Erklär mir das bitte.«

»Ein Kanal ist ein künstliches Gewässer. Ein abgesicherter offener Wasserlauf. Ein Bauwerk des Verkehrswesens. Nach vorgegebenen Regeln errichtet, lenkt er einen Fluss, der sonst alles mit sich reißen würde, in eine geordnete Bahn. Das Wasser im Kanal strömt also auf ein Ziel zu und wechselt dabei nie seine Richtung.«

»Überdenk vielleicht die Metapher über dich selbst.«

»Ich weiß, an welchem Punkt ich als Mensch gerade bin und an welchem Punkt ich in vier Jahren sein will.«

»Wer willst du sein?«

»Ich will jemand sein, der einen Streit nicht nur anfängt, sondern ihn auch beendet; jemand, der nicht nur ein Wissen hat, sondern auch ein Auftreten; jemand, der bei einer Diskussion über Work-Life-Balance auf dem Podium sitzt, während die eigene Familie im Publikum zusieht; jemand, der für Menschen da ist, für die sonst niemand da sein möchte; jemand, der um alle Rechte dieser Menschen kämpft, bis hinunter zu den elementarsten Rechten, den rechtlichen Grundprinzipien, auf denen unsere Gesellschaft und unsere Welt beruhen. Ich will also jemand sein, der sich um die Verbesserung unserer Welt und unserer Gesellschaft unabhängig und autonom Tag um Tag aufs Neue bemüht.«

Ich wende mich zu Klaudia und muss blinzeln, weil ich direkt ins Sonnenlicht sehe.

»Was blendet dich?«, fragt sie. »Deine Zukunft?«

»So ähnlich«, sage ich und halte die Hand vor meine Augen.

»Ich weiß auch, wo ich hinwill«, sagt sie, »den Kanal entlang zum Busbahnhof.«

Sie stapft los. Um mich herum nimmt wieder alles Farben und Formen an und ich sage: »Wir sind noch nicht fertig mit deiner Erstberatung. Wir sind abgedriftet.«

»Gut. Wie lautet also dein Rat für mich?«

»Ich kenne noch nicht das gesamte Problem.«

»Und dafür nehme ich so viel Geld in die Hand ...«

»Vorläufig habe ich eine Empfehlung – nehmen wir eine Abkürzung«, sage ich und schlage vor, dem Wienfluss zu folgen, im Justizzentrum einen Kaffee zu trinken und dann mit der U-Bahn zum Busbahnhof zu fahren.

»Einverstanden«, sagt sie und kommt zu mir zurück. Ich lotse sie am Wienfluss entlang Richtung Stadtpark. Vor der Stubenbrücke biegen wir zum Bahnhof Wien Mitte ein. An dessen Rückseite befindet sich das Justizzentrum, das drei Gerichte in einem Hochhaus vereint, darunter das Handelsgericht. Das Gebäude erinnert mich an einen Rubik-Würfel, der verdreht ist, dessen Ebenen also nicht deckungsgleich übereinander liegen. Der Architekt hat bei der Planung wohl an die komplizierteren Fälle gedacht, die in den Gerichtssälen zu lösen sind. Die Cafeteria befindet sich im Erdgeschoß, wir setzen uns an einen Tisch – um uns herum: fein gekleidete Menschen mit Akten, Anwälte, neben fein gekleideten Menschen ohne Akten, deren Mandanten. Wir bestellen: ich Cappuccino – Klaudia Espresso.

»Also?«, fragt Klaudia. »Wie verklage ich das Leben?«

Alle Anwälte in Hörweite zucken ob der Frage zusammen.

»Du kannst nur Menschen verklagen.«

»Einen Menschen gibt es. Nur ist er unauffindbar.«

»Wer?«

»Alex, der Ex – so nennen ihn meine Lehrerkolleginnen.«

»Du hast also doch als Lehrerin gearbeitet.«

»Nein, als Freizeitpädagogin in einer Volksschule.«

Die Kellnerin bringt unseren Kaffee.

»Gibt es Nachrichten von deinem Ex?«

»Nein.«

»Brauchst du ihn noch für etwas?«

»Für eine Mietwohnung, den Vertrag haben wir beide unterschrieben.«

»Für solche Fälle gibt es das Todeserklärungsgesetz!«

»Erstens, das was? Zweitens ist das sicher kein Grund für Begeisterung.«

»Es ist ein spannendes Gesetz.«

»Kann ich mir nicht vorstellen.«

»Bei längerer nachrichtenloser Abwesenheit kannst du deinen Ex gerichtlich für tot erklären lassen. Du brauchst nur Beweise für sein Ableben.«

»Das ist leicht, am Ende war er mehr tot als lebendig.«

Ich runzle die Stirn.

»Mein Ex ist der Neusiedlersee.«

Ich runzle die Stirn stärker.

»Du hast damit angefangen«, sagt sie. »Wenn ich das Meer bin und du ein Kanal, ist Alex ein stehendes Gewässer. Er bleibt immer dort, wo er sich gerade aufhält, er fließt nirgends hin und friert höchstens ein. Er ist jedoch nicht irgendein stehendes Gewässer. Er ist undurchsichtig, aber nicht tiefgründig und würde austrocknen, wenn sich nicht ständig jemand um ihn kümmern würde. Er könnte viel weitläufiger sein, aber zu viele Menschen haben ihn zu lan-

ge überreguliert. Er wird sich nicht ändern und kann sich auch nicht ändern. Alex ist der Neusiedlersee.«

Kludia kippt ihren Espresso hinunter und sagt dann: »Vielleicht denke ich auch an den Neusiedlersee, weil das Alex' Idee war, um unsere Beziehung zu retten. Ein romantisches Wochenende in Podersdorf. Es war kein neues Kapitel der Beziehung, es war der Epilog.«

Ich setze meine Tasse an die Lippen. Sie ist leer. Ich muss ausgetrunken haben, während Kludia geredet hat.

»Wann ist er ausgezogen?«

»Genau kann ich es nicht sagen. Über den Sommer trifft es am ehesten. Er ist stückchenweise ausgezogen. Zuerst das Stückchen, das ›Guten Morgen‹ gesagt und gefragt hat ›Wie geht es dir?‹. Als Nächstes war mehr als nur ein Stückchen weg, ein nicht unwichtiges Stück, nämlich der Mann, mit dem ich das Bett geteilt habe. Schließlich gab es noch ein Überbleibsel, das eine Zeitlang neben mir dahingelebt hat. Das Restwesen konnte noch sprechen, weil es gesagt hat: ›Ich gehe‹, während es seine Sachen genommen hat, um genau das zu tun, was es gesagt hat, also zu gehen. Wenn das keine Verschwendung von Worten ist – etwas zu sagen, was man sowieso gerade tut –, dann weiß ich auch nicht.«

»Du hast keine Vermutung, wo er sein könnte?«

»Nein.«

»Eine Vermutung, warum er gegangen ist?«

»Wir wollten Kinder. Vielleicht wollte am Ende nur noch ich Kinder.«

»Sonst hat er nichts gesagt?«

»Doch, irgendwann vor seiner Flucht ... ich sei ein hoffnungsloser Fall«, sagt sie, nimmt eine Serviette und wischt über den sauberen Tisch.

»Sowas sagen die Leute auch über die Kinder in meiner Vorschulklasse«, sagt sie, wischt so stark, dass die Serviette in große und kleine Teile zerfasert. »Allesamt hoffnungslose Fälle. Es sind die Kinder, für die sie in der ersten Klasse keinen Platz haben. Da gibt es das chinesische Mädchen, das hochbegabt ist, aber kein Deutsch kann. Am liebsten spielt sie mit dem polnischen Mädchen, das sich bei seiner Geburt die Nabelschnur um den Hals gewickelt hat und deshalb nun geistig immer irgendwo anders ist. Meistens neckt der afghanische Junge die Mädchen, aber das ist ja noch okay, solange er nicht seine Tobsuchtsanfälle hat.«

Inzwischen verteilen sich die weißen Serviettenfetzen über den ganzen Tisch.

»Mittendrin stehe ich, eine Frau aus Triest mit Universitätsabschluss. Jedes Jahr bewerbe ich mich für einen Posten als Italienischlehrerin. Damit ich über Sprache und Literatur reden kann. Aber auch, damit nicht mehr so viele Österreicher ›Pizzas‹ bestellen statt *Pizze*, ein einzelnes *Biscotto* als *Biscotti* bezeichnen oder ihre Leibspeise als ›Gnotschi‹ aussprechen. Aber alles vergeblich. Ohne Beziehungen wird das nichts mit dem Lehrposten. Derweil steigt ein Kind nach dem anderen in die erste Klasse auf oder wechselt in eine Betreuungseinrichtung. Das freut mich, obwohl ich der einzige wirklich hoffnungslose Fall bin, weil ich immer in der Klasse für hoffnungslose Fälle bleibe.«

»Deshalb hast du gekündigt?«

»Es war mein einziger Ausweg«, sagt sie, knüllt den Haufen zeretzter Servietten zu einem unscheinbaren Bällchen zusammen und nimmt sich eine neue Serviette, um den Tisch nochmals zu putzen.

»Behandelt man so einen Menschen und seine Hoffnungen?«

Ich denke nach, ich sehe hinauf, die Decke ist hoch über uns. Aber so muss das sein im Inneren eines Rubik-Würfels, die Gedanken von Anwälten und Richtern brauchen viel Platz, sie wachsen hinauf und verästeln sich, weil sie alle Eventualitäten berücksichtigen.

Klaudia entsorgt gerade die Reste der zweiten Serviette, als ich mich räuspere und sage: »Ich habe einen Lösungsansatz: Alles ist eine Frage der Glücksverträge.«

Klaudia sieht mich an und legt die Hände in den Schoß.

»Das Problem ist: Du hast den Hoffnungskauf mit dem Kauf eines erhofften Gutes verwechselt.«

»Ich habe was mit was verwechselt?«, fragt sie.

»*Emptio spei* mit *emptio rei speratae*.«

»Auch auf Latein verstehe ich dich nicht.«

»Dann fange ich von vorne an. Wesentlich bei Glücksverträgen ist die Risikoverteilung.«

»Logisch.«

»Wenn ich dich richtig verstanden habe, bist du ausgewandert, um etwas zu bekommen, was noch nicht existiert hat: einen neuen Job, eine neue Beziehung, eine neue Familie – ein neues Leben.«

»Korrekt.«

»Doch deine Vertragspartner haben dich übervorteilt: Im Berufsleben gab es die Aussicht, dass du als Lehrerin eingesetzt wirst, was aber nie geschehen ist. Dein Ex-Partner hat zum gemeinsamen Familienplan zugesagt, ist aber auf Distanz gegangen, so weit, bis er verschwunden ist.«

»Danke, dass du mein Scheitern auf den Punkt bringst.«

»Es war kein Scheitern.«

»Wenn es kein Scheitern war, sieht es wohl nur so aus.«

»Du hast dir nur eins vorzuwerfen. Du hast immer den falschen Vertrag abgeschlossen, nämlich einen Hoffnungs-

kauf. Eine Hoffnung ist eine Illusion. Andere Menschen erklären sich schnell bereit, dir eine Hoffnung anzudrehen, denn wenn du nur eine Hoffnung kaufst, trägst du das gesamte Geschäftsrisiko. Tritt das nicht ein, was du dir erhoffst, bleibst du allein ohne irgendwas zurück – dein Partner behält alle erhaltenen Vorteile, er hat ja das gemacht, was ihr vereinbart habt, er hat dir nur eine lächerliche Hoffnung versprochen und seinen Teil damit erfüllt.«

»Gut, und was wäre der richtige Vertrag?«

»Wenn du aber den Vertrag so gestaltest, dass du eine erhoffte Sache kaufst, zahlst du den Preis erst unter der Bedingung, dass die Hoffnung konkrete Form annimmt und das erhoffte Gut tatsächlich entsteht. Das Risiko verteilt sich somit zu gleichen Teilen.«

»Du sagst ›konkret‹ – wie wäre es mit einem Beispiel?«

»Magst du Wein?«

»*Naturalmente*.«

»Beim Hoffnungskauf kaufst du Wein, bevor die Trauben wachsen. Du kaufst eine Chance. Du allein trägst das Risiko, dass die Trauben erst entstehen.«

»Der Weinbauer wird die Füße hochlegen und sich nicht anstrengen.«

»Genau. Wenn du aber Wein als erhofftes Gut erwirbst, zahlst du erst, sobald die Trauben tatsächlich wachsen. Damit verteilt sich das Risiko, dass die Trauben zu gut schmeckendem Wein verarbeitet werden, zu gleichen Teilen auf beide Geschäftspartner. Der Weinbauer trägt das Risiko der Entstehung des Weins, du das Risiko der Weinqualität.«

Klaudia sieht mich lange an und sagt schließlich: »Das Einzige, was du mit deinem Beispiel geschafft hast, ist, mich durstig zu machen.«

»Ist es nicht zu früh für Wein?«

»Es ist nie zu früh für Weißwein.«

Sie winkt der Kellnerin.

»Was ich sagen will, ist ...«, sage ich, »falls du noch einmal versuchst, all das zu erreichen, was du willst, und einen Partner suchst, brauchst du jemanden, der bereit ist, selbst ein Risiko auf sich zu nehmen. Du brauchst jemanden, der dein Risiko minimieren will, weil es sein eigenes Risiko ist. Du brauchst jemanden, der selbst mehr vom Leben haben und dir keine Illusionen verkaufen will. Du brauchst jemanden, der gemeinsam etwas Neues schaffen und in die Welt bringen will.«

Die Kellnerin kommt, Klaudia bestellt Weißwein für uns.

»Ich persönlich, also als Jurist und auch als Mensch, würde niemandem eine Hoffnung verkaufen. Am Ende kommt nichts Gutes dabei raus, weder für Käufer noch Verkäufer.«

»Jetzt verstehe ich ... endlich.«

Die Kellnerin bringt den Wein. Ich kann Klaudia nicht davon abhalten zu bezahlen. Wir stoßen an, auf Hoffnung, Wein und andere Güter, trinken aus und machen uns auf den Weg. In der U-Bahn sitzen wir uns gegenüber, ihren Koffer hat Klaudia neben sich im Gang geparkt. Eine Gruppe Volksschulkinder bricht ihre Zweierreihe auf, um vorbeizukommen.

»Hast du *Zenos Gewissen* in beiden Sprachen gelesen?«, frage ich sie.

»Ja.«

»Wird das nicht langweilig?«

»Für mich bilden die Sprachfassungen ein Buch. Es beginnt immer wieder von vorn und jedes Mal hoffe ich auf einen anderen Verlauf.«

»Zum Beispiel?«

»Es gibt da den Teil, in dem Zenos Schwager und Geschäftspartner Guido einen Selbstmordversuch begeht.

Es stellt sich heraus, dass sich Guido informiert hat, welche Dosis an Medikamenten hoch genug ist für eine Überdosis, aber nicht hoch genug, um zu sterben. Guido tut so, als wollte er sein Leben beenden, als wollte er einen Punkt machen, aber wer genauer hinsieht, merkt, dass er einen Strichpunkt setzen wollte.«

»Hat er Erfolg?«

»Das kommt darauf an.«

Bei dem Satz bleibt mein Herz vor Freude kurz stehen, gleichzeitig bremst auch die U-Bahn. Klaudias Koffer rollt in Fahrtrichtung weiter. Sie erwischt ihn nicht mehr, ich hechte los und fasse ihn gerade noch am Griff, bevor er mit den Kindern kollidiert, die mit dem Rücken zu uns stehen geblieben sind. Ich bringe den Koffer zurück, Klaudia schiebt ihn sicherheitshalber zwischen uns.

»Was war das Letzte, was ich gesagt habe?«, fragt sie.

»Das kommt darauf an«, sage ich, in Erwartung, dass sie es wiederholt.

»Ach, ja«, sagt sie nur, »Guido ist nicht erfolgreich, dafür sein Selbstmord.«

»Guido wollte dem Ganzen also noch eine Chance geben?«

»Genau.«

»Hast du deshalb kein Taxi zur Busstation genommen?«

»Wie meinst du?«

»Um Wien noch eine Chance zu geben?«

»Du interpretierst zu viel hinein.«

»Bist du dir da sicher?«

»Wir sind da«, sagt sie. »Wir müssen aussteigen.«

Von der U-Bahnstation begleite ich Klaudia bis vor den Busbahnhof. Es ist ein großer Parkplatz unter der Autobahn samt Containerterminal mit Ticketschaltern darin. Klaudia will ihr Ticket kaufen und sich frisch machen. Sie

bittet mich, vor dem Container zu warten, fragt mich aber noch: »Wann ist dein Geburtstag?«

»Wieso willst du das wissen?«

»So kann ich dir eine Postkarte aus Triest schicken.«

Ich sage ihr mein Geburtsdatum. Während sie weg ist, brummt über mir die stark befahrene Südosttangente. Ich überprüfe mehrmals mein Telefon, obwohl Gehringer gesagt hat, er ruft um achtzehn Uhr an. Dann studiere ich die Abfahrts- und Ankunftszeiten der Busse: Klaudias Reise dauert sieben Stunden, um halb fünf ist sie in Triest.

Als Klaudia zurückkommt, sage ich: »Ich muss dir noch was sagen.«

»Ich dir auch.«

»Du zuerst.«

»Ich brauche dich«, sagt sie.

Und ich wollte ihr nur eine gute Reise wünschen.

»Ich brauche einen Partner an meiner Seite«, sagt sie, holt aus ihrem Rucksack zwei Bustickets hervor und fragt: »Kommst du mit?«

Auf einmal geht alles schnell.

»Ich kann nicht weg«, sage ich.

»Warum? Du bist jung und du bist frei.«

»Ich erwarte einen Anruf wegen der Bewerbung.«

»Auf einen Anruf kannst du überall warten.«

»Wenn ich eine Zusage bekomme und heute anfangen?«

»Am Freitagabend?«

»Dann morgen.«

»Am Samstag?«

»Oder übermorgen.«

»Am Sonntag?«

»Egal, ich muss allzeit erreichbar sein.«

»Jeden Tag fahren Busse von Triest nach Wien.«

Ich trete einen Schritt zurück und frage: »Was meinst du damit, dass du mich als Partner brauchst?«

Sie seufzt und sagt: »Gleich, wenn ich in Triest ankomme, habe ich einen wichtigen Termin, so wichtig, dass ich jemanden an meiner Seite haben will, der Ausstrahlung hat. Aber vielleicht täusche ich mich auch in dir.«

»Was hast du plötzlich gegen meine Ausstrahlung?«

»Sie flackert wie eine Glühbirne, bevor sie erlischt«, sagt sie, steckt die Tickets wieder in den Rucksack und ergänzt: »Ich gebe das Ticket besser zurück. Kennst du dich mit Rücktrittsbedingungen so gut aus wie mit Eigentumsübertragungen?«

»Aneignungen. Eigentumsaneignungen heißt das.«

»Eine Eroberung ist aber, was dir fehlt. Dir fehlt ein Abenteuer. Du hast studiert und fängst nahtlos mit Arbeit an. Du hast eine Lücke.«

»Ich habe keine Lücke.«

»Was hat dein Idol vor seinem ersten Job gemacht?«

»Gehringer ist auf die Philippinen gefahren, um am Strand den Kommentar zum Urlaubsgesetz handschriftlich zu überarbeiten. Bis heute steht im Vorwort, dass ›in einem guten Kommentar zum Urlaubsgesetz der Sand zwischen den Zeilen herausrieseln muss‹.«

»Gut, jeder, wie es ihm Spaß macht«, sagt sie, »aber Abenteuer bleibt Abenteuer.«

»Termin bleibt Termin. Wann ist deiner?«

Klaudia geht einen Schritt auf mich zu, holt ein Ticket wieder heraus und sagt: »In Triest um fünf.«

»Da hast du aber knapp kalkuliert.«

»Es war der erstmögliche Termin für eine Wohnungsbesichtigung. Es ist die Wohnung, in der ich großgeworden bin. Sie ist vorgestern auf einer Immobilienplattform aufgetaucht und steht ab sofort zur Miete frei. Es ist eine

Wohnung für eine Familie – oder ein Paar, das eine Familie gründen will. Es ist eine einmalige Sache. Ich will diese eine Wohnung und keine andere. Ich kann dort wieder anfangen, wo alles noch in Ordnung war – einen letzten Versuch starten, damit alles gut wird.«

»Aber wozu brauchst du mich?«

»Dich hat mir das Schicksal geschickt. Die Wohnung ist in der *Città Vecchia*, wo es sein kann, dass alte Vorstellungen verbreitet sind. Etwa, dass eine Frau keine Wohnung haben sollte, in der eine Großfamilie Platz hätte.«

»Klingt so, als fahre der Bus in die Vergangenheit.«

»Könnte sein. Für diesen Fall brauche ich einen Mann an der Seite. Ja, du bist etwas blass im Gesicht, aber sonst bist du ein dunkler Typ – du hast schwarze Haare und ein Gefühl für Mode. Solange du deinen Mund nicht aufmachst, bist du von einem echten Italiener nicht zu unterscheiden.«

»Vielleicht lernst du noch einen Schauspieler kennen?«

»Ich will aber dich und keinen anderen. Ich will nicht irgendwen als meinen Anwalt und Partner vorstellen.«

Ich lege den Kopf schief und meine Stirn in Falten.

»Was heißt, du willst keinen anderen?«

»Übertreib es nicht«, sagt sie, berührt mich am Revers, öffnet mein Sakko, schiebt das Ticket in die Innentasche. Sie klopft sachte auf das Ticket, direkt über meinem Herzen.

»Denk an deine Work-Life-Balance und frag dich, was das große Abenteuer deines Lebens war«, sagt sie, geht zum Bus und steigt ein. Die Fenster sind von außen abgedunkelt, ich erkenne nur ihre Silhouette, die sich zur Mitte des Busses bewegt, und verliere sie aus den Augen. Ich kann nur erahnen, dass sie mich beobachtet, und blicke nach oben,

so als ginge mich das alles nichts an. Dort, wo der Himmel sein müsste, ist die Unterseite der Autobahn. Ich schüttele den Kopf und gehe in Richtung U-Bahn, während ich mir die Wegweiser der Gegend genauer ansehe. Hier draußen gibt es Parkhäuser, Supermärkte, Tankstellen, TV-Studios und die Zentrale eines Autofahrerclubs. Hier draußen gehört nichts zueinander. Dann noch ein Schild: Das Bundesverwaltungsgericht ist hier, mittendrin, ohne die Nähe anderer Gerichte oder Anwaltskanzleien. Wenn das Bundesverwaltungsgericht Gefühle hätte, müsste es todtraurig sein, so ganz allein hier draußen. Ich drehe mich um, erkenne nichts hinter den verdunkelten Busfenstern, sehe aber, dass Klaudia ihren Koffer zurückgelassen hat. Er steht da, ohne einen Menschen, der einen Besitzanspruch auf ihn geltend macht. Ich laufe zurück zum Koffer, bringe ihn zum Bus und wuchte ihn unten in den geöffneten Gepäckraum. Selbst so nah dran sehe ich Klaudia nicht hinter den Busfenstern. Ich steige ein, zeige das Ticket und meinen Ausweis beim Fahrer vor – er kontrolliert Name und Geburtsdatum. Ich entdecke Klaudia ganz hinten und gehe zu ihr.

»Du hast deinen Koffer stehen lassen, nun ist er im Bus«, sage ich. »Aber nicht, dass du denkst, ich fahre mit, ich habe nichts dabei für eine Reise.«

»Du kannst dir besorgen, was du brauchst«, sagt sie. »Wenn ich dich richtig verstanden habe, kann ein Mensch alles kaufen. Sogar etwas, das besser ist als Hoffnung.«

Wie automatisch schaue ich auf mein Telefon, denke an Dr. Gehringer, der eine wichtige Personalentscheidung anhand eines kurzen Bewerbungsgesprächs treffen wird, und frage mich, ob erfolgreiche Menschen das so tun – sich zu entscheiden, ohne groß zu überlegen. Klaudia hat recht, das hier könnte für lange Zeit meine letzte Chance

sein, an einen anderen Ort zu reisen. Bevor ich das Für und Wider abwäge, bleibt aber meine Verantwortung gegenüber Klaudia. Immerhin ist sie meine erste Mandantin. Ich setze mich neben sie und erläutere ihr die Risiken, die damit verbunden sind, einen Koffer einfach irgendwo abzustellen und stehen zu lassen, so herrenlos. Als ich fertig bin mit meinen Erklärungen, haben wir im Bus die Stadtgrenze von Wien schon lange hinter uns gelassen.

### § 3 Wohnug

Klaudia telefoniert, ich lese, der Bus fährt.

»Ich hasse Warteschleifen«, sagt sie, ihr Telefon am Ohr, worauf ich sage: »Du solltest deine Gesprächslautstärke runterregeln.«

»Was soll ich?«

»Ich höre die Musik deiner Warteschleife bis zu mir.«

»Oh«, sagt sie und dreht leiser.

Zu spät, ich habe einen Ohrwurm: eine Instrumentalversion von *You Can't Always Get What You Want* der Rolling Stones, im gemächlichen Tempo, ein Musikstück in Zeitlupe.

»Der Makler soll nur den Fünf-Uhr-Termin bestätigen.«

»Bleib ruhig«, sage ich. »Es wird alles gutgehen.«

»Schön, wenn du das sagst. Mir selbst glaube ich es nicht mehr.«

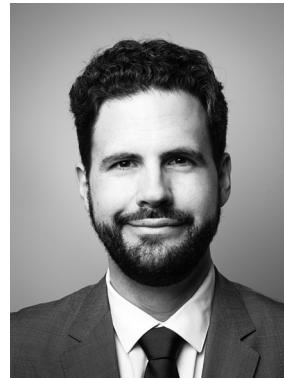
Klaudia hängt in ihrer Warteschleife, ich am Ladekabel. Ich überprüfe zum gefühlten hundertsten Mal, ob mein Telefon, angesteckt an der Sitzplatzsteckdose, auch lädt – ja, tut es, ich bin allzeit erreichbar.

Klaudia sieht aus dem Fenster auf das an ihr vorbeiziehende Österreich. Ich sehe in *Zenos Gewissen*, lese, wie der Protagonist sich in sein Ich gräbt und alles Mögliche entdeckt. Svevo beginnt in seiner Vorrede mit Geburt und Kindheit. Er will zurückschauen, um vorwärtszukommen. Den Weg dorthin findet er durch das Aufschreiben

## Quellen

Die Zitate von Gustav Radbruch auf den Seiten 21 und 24 sind der Gesamtausgabe seines Werks entnommen (herausgegeben von Arthur Kaufmann), nämlich »Band 4: Kulturphilosophische und kulturhistorische Schriften« (C.F. Müller Verlag, bearbeitet von Günter Spindel, 2002, Zitat aus: »Vorwort zu einer geplanten Ausgabe des Vortrages von J.H. von Kirchmann ›Über die Wertlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft«, Seite 227) sowie »Band 15: Rechtsvergleichende Schriften« (C.F. Müller Verlag, bearbeitet von Heinrich Scholler, 1999, Zitat aus: ›Ihr jungen Juristen!«, Seite 92). Das Zitat von Roger Willemsen auf Seite 174 stammt aus seinem letzten Interview mit der Katholischen Nachrichten-Agentur, veröffentlicht am 15. August 2015. Die deutschen Zitate sowie das italienische/deutsche Zitat von Italo Svevo auf den Seiten 55, 91 und 105 stammen aus der zweisprachigen Ausgabe »Zenos Gewissen/La coscienza di Zeno« (Zweitausendeins, 2007, Seite 81; Seite 29; Seite 520 & Seite 521).

Foto: © Gianmaria Gava



**Markus Grundtner**, geboren 1985 in Wien, früher Arbeitsrechtler auf kleiner Kanzleibühne, mittlerweile Jurist in der Wiener Staatsoper, aber immer Autor. Studienabschlüsse in Theater-, Film- und Medienwissenschaft sowie in Rechtswissenschaften (Universität Wien). Veröffentlichungen von Kurzprosa in Literaturzeitschriften (u.a. in: Am Erker, Die Rampe, erostepost, manuskripte und Podium) und in Anthologien. Startstipendium für Literatur des österreichischen Bundeskanzleramtes 2018. „Die Dringlichkeit der Dinge“ ist sein Debütroman.

